





# MAROKKANISCHER WHISKY

IM KÖNIGREICH DER UNTERGEHENDEN SONNE

HANS-ULRICH SCHLAGETER

SICHTWEITEN BAND 3

© 2023 Hans-Ulrich Schlageter

Lektorat von: Ute Haller-Göggelmann

Coverdesign von: Hans-Ulrich Schlageter

Satz & Layout von: Hans-Ulrich Schlageter

ISBN 978-3-347-99152-1

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Dr. Hans-Ulrich Schlageter, Türnenstraße 10, 78647 Trossingen, Deutschland.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: [uli.schlageter@gmx.de](mailto:uli.schlageter@gmx.de)

---

Bildnachweis: 271 Abbildungen [fotografischer Film, digital bearbeitet]

Fotograf: Hans-Ulrich Schlageter

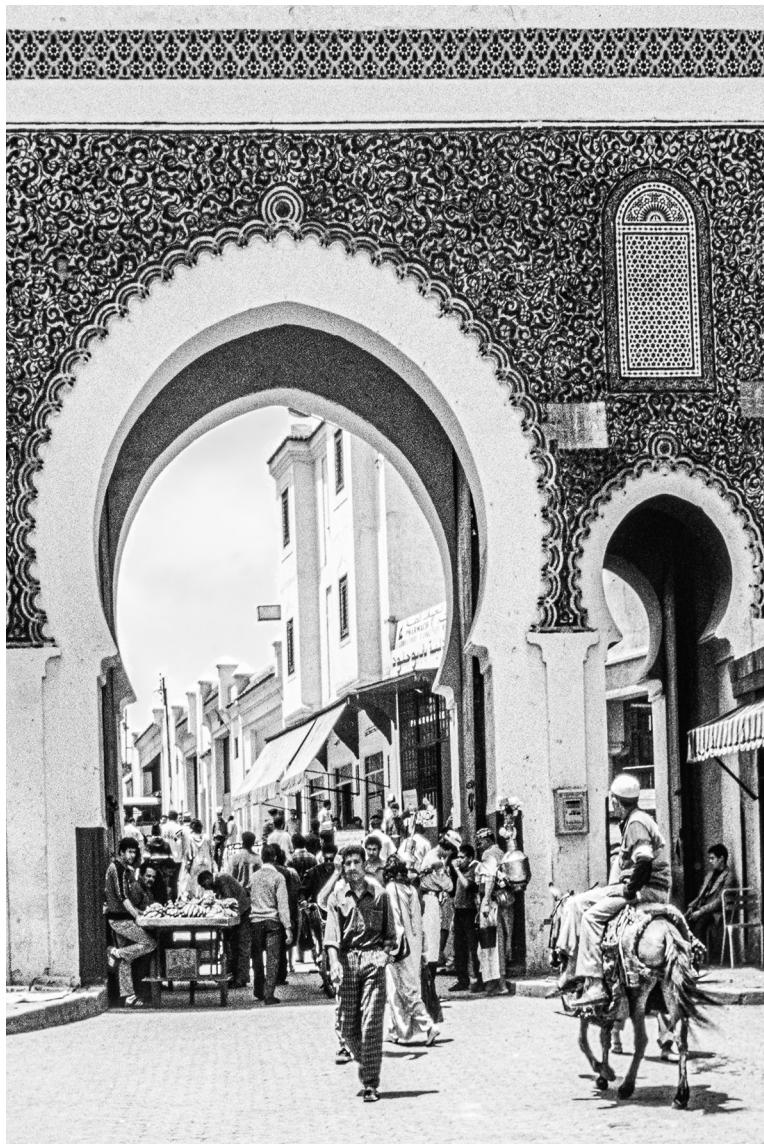
Kamera: Canon AE 1 [1989], Yashica FR 2 [1982]

Film: Diapositiv Fuji RD 100 [1989], AGFA CT 100 [1982]

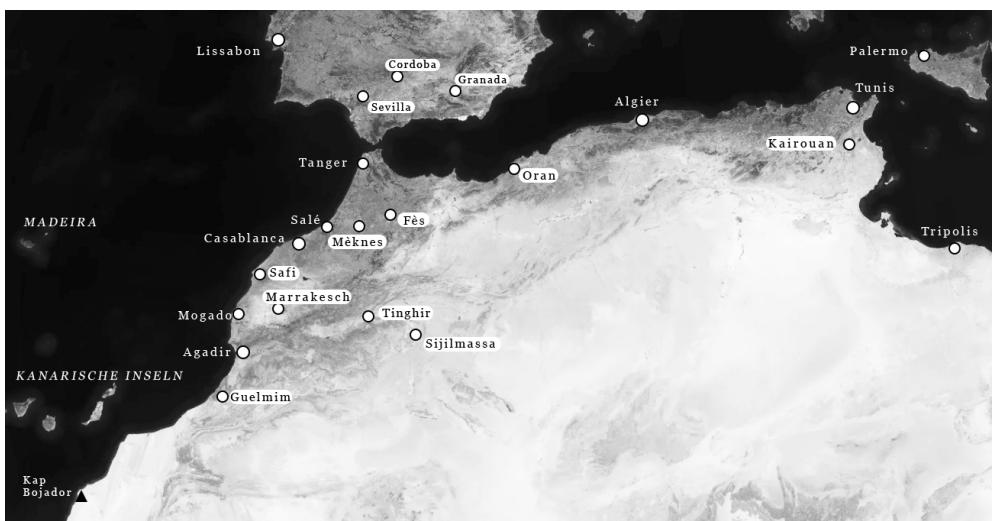
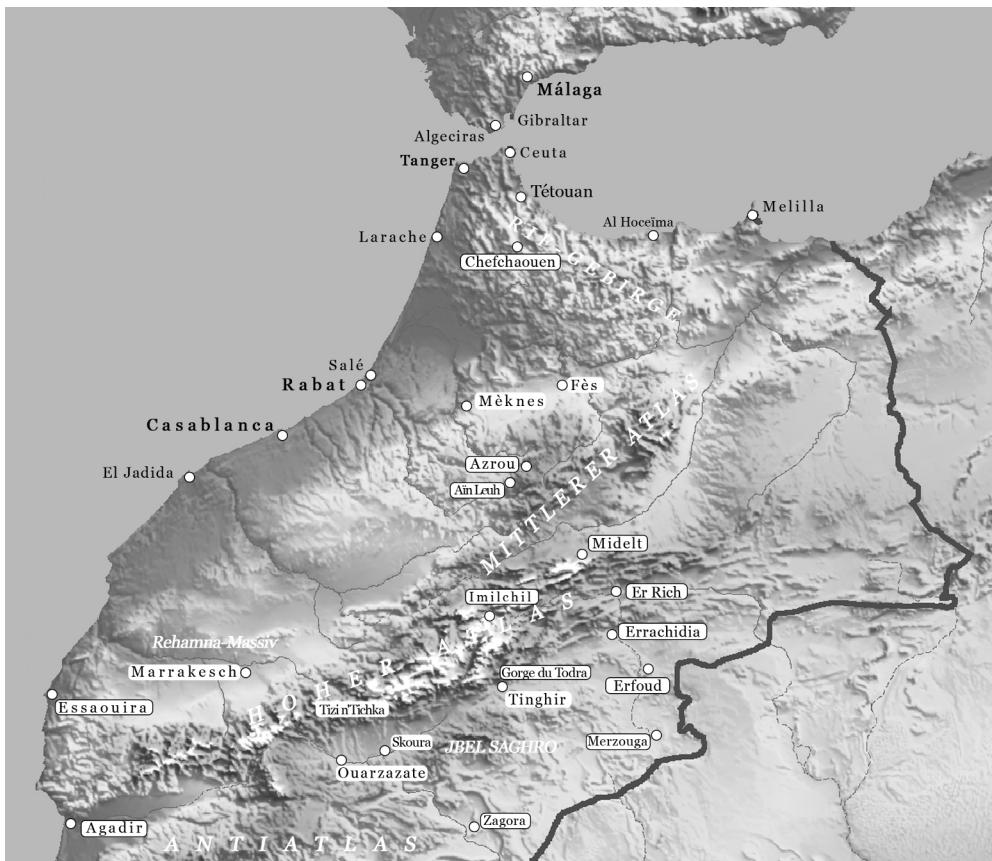
# INHALT

1	Landkarten	7
2	Anstelle eines Prologs	9
3	Auf dem Weg nach Marokko	10
4	Über Ceuta und Tétouan nach Fès	13
5	Ein Tag in der Königsstadt Fès	40
6	Vertausche Fès mit Meknès	64
7	Von Meknès nach Marrakesch	94
8	Marrakesch zwischen einst und jetzt	99
9	Aufbruch in den hohen Atlas	123
10	Auf dem Dach Nordafrikas	137
11	Die Souks von Marrakesch und ein Kamelmarkt	148
12	Viel Basarbunt und ein Folklorefestival	157
13	Hunderte Kurven, der Tichka-Pass und wildkarge Ödnis	171
14	Von El-Glaoui-Kasbahs und einem Oasental	178
15	Gastliche Berber, Störche und ein Ksar	200
16	Das Dadès-Tal entlang nach Tinerhir	219
17	Die Gorge du Todra und ein körperliches Missgeschick	227
18	Über Errachidia durch den Hohen Atlas nach Er-Rich und Midelt	233
19	Von Couscous und gegorener Ziegenmilch	242
20	Zedernwalduft in Aïn Leuh	259
21	Ein Abschied in Azrou und eine Fahrt nach Salé	274
22	Rabat, Salé und eine blau-weiße Perle	280
23	Entlang der Küste zurück nach Ceuta	293
24	Vor dem Heimflug zu Gast in Gibraltar	310
25	Nachwort	316
26	Der Autor	317
27	Quellenangaben	318

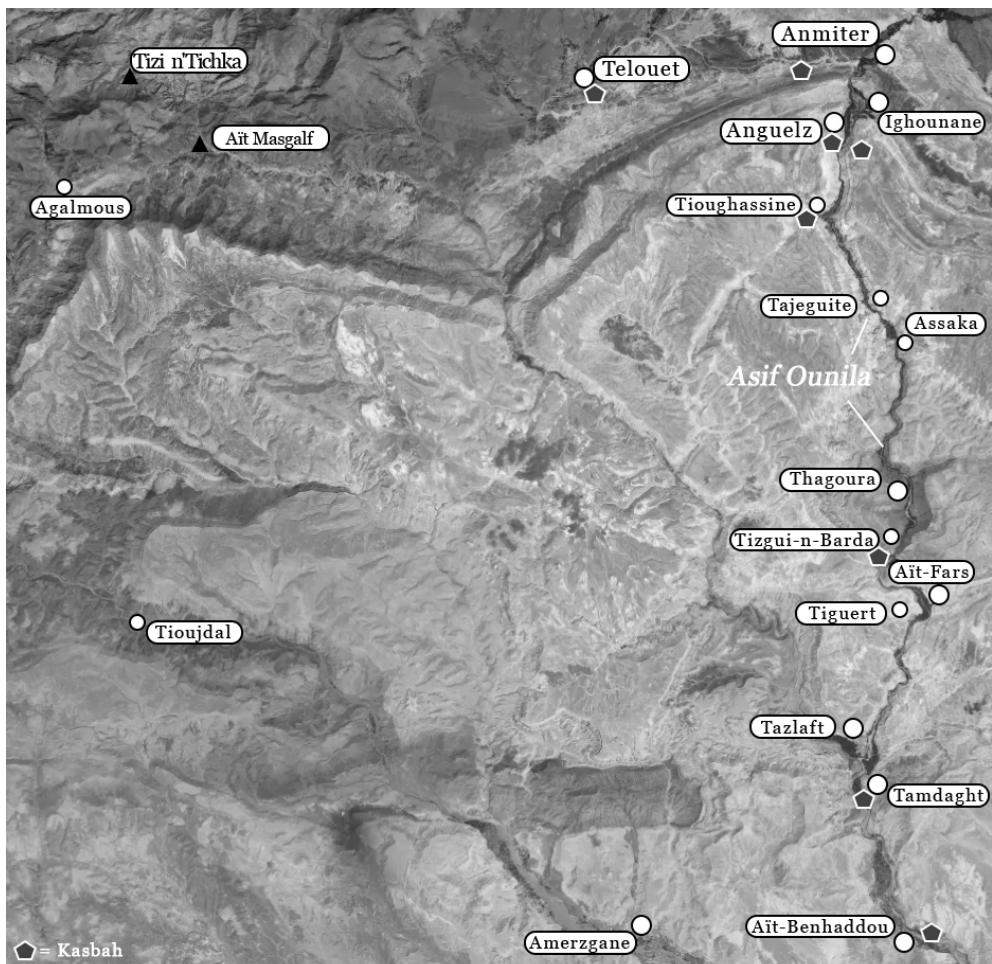
Die Kette der Atlasberge,  
deren Häupter schneebedeckt gen Himmel gereckt,  
überwinde sie und du wirst deinen Horizont allmählich mit der  
Endlosigkeit der Wüsten verschmelzen.



# LANDKARTEN



Übersichtskarten: Marokko (oben) und Ausschnitt Nordafrika (unten)



Landkarte: von Tizi n'Tichka bis Aït Benhaddou (unten)

## ANSTELLE EINES PROLOGS

Wenn immer ich in ein Land zurückkehre, sind alle zuvor gemachten Erfahrungen und Erinnerungen auf einen Schlag wieder präsent. Es ist wie ein Haufen zusammengehöriger Steine. Und mit jedem Erlebnis kommen einige Steine hinzu.

Über die Jahrzehnte haben sich auf diese Weise in manchen Ländern große Steinhaufen angesammelt. In anderen dagegen liegen nur wenige bis gar keine Steine.



*Blick über Tarifa, Andalusien, und die Straße von Gibraltar auf Afrika [1982]*

## AUF DEM WEG NACH MAROKKO

Málaga: Mittwoch, 31. Mai 1989: Seit Stunden hatte das Bullauge dasselbe langweilige Bild gemalt. Eine fein säuberliche Zweiteilung der Welt in Zartblau und Schmutzige-Weiß. Watte. Ganz Mitteleuropa schien von weicher Watte zugedeckt zu sein. Doch dann, als hätte jemand meine Gedanken erraten, verschoben sich mit einem Mal die Proportionen zugunsten des Weiß. Das geschlagene Blau rückte immer mehr nach oben aus dem Blickfeld.

Was war geschehen? Unser Fluggerät war kopflastig geworden und schickte sich an, seine Nase in die Watte hineinzutunken. Für einen langen Moment ward mir jegliche Sicht genommen. Dann hatten wir die Wolkenschicht durchstoßen, und eine neue Welt kam zum Vorschein. Bestrahlt in eigenständlichem Zwielicht lag unter uns die Sierra Nevada Spaniens.

Die Gipfel sahen tatsächlich wie die Zacken einer groben Säge aus. Wir schaukelten an dem Gebirgszug entlang, um in die tiefe Lücke hineinzuschwenken, die sich hinter dem letzten Berg auftat. Es war der Mulhacen, der sogar eine Kappe aus Schnee trug, einen letzten Abschiedsgruß des vergangenen Winters.

Andalusien präsentierte sich zu dieser Frühsommerzeit Ende Mai in fruchtbarem Gewand. Zartes Grün und erdiges Braun wechselten sich harmonisch ab. Im fernen Dunst verlor sich der Flickenteppich, dort, wo die Küstenlinie erahnbar wurde und die Nachmittagssonne regierte.

Rasant sanken wir dem Erdboden entgegen, trafen kurz vor dem Häusermeer Málaga auf die Betonpiste. Die Landung erlebte ich als ziemlich ungefedert, indes die Lautsprecherstimme des Kapitäns unterkühlt lässig blieb.

Laut klatschten um mich herum die Pauschaltouristen als ein Zeichen dafür, dass sie sich von einer immensen Anspannung befreit fühlten. Vor dem Flughafengebäude sah ich sie wieder, wie sie über den Asphalt hasteten. Koffertragende Bierbäuche mit knappesitzenden Kurzhosen und kunterbunten Hawaii-Hemden. Ihre Vorzeigedamen, oft mit billigstem Parfüm bestäubt und in voller Takelage, hielten mit ihnen nur mühsam Schritt, verfielen mitunter in hektischen Zwischengalopp. Einrächtig steuerten alle auf adrett aussehende spanische Empfangsdamen zu, welche Schilder mit den Namen der jeweiligen Hotelsilos hochhielten, klingende Namen wie den *Marbella Beach Palace*, für den ich hier keineswegs werben will.

Jeder wusste sich bestens aufgehoben, alleine meine Person blieb zurück, einsam, alleingelassen, vergessen. Nein, keiner erwartete mich, ich war auf mich selbst gestellt, und das hatte ich so gewollt. Ich war 29 Jahre jung, gegenwärtig Zivildienstleistender in einem Obdachlosenasyl und froh über die mir gewährte Freiheit auf Zeit. Ich würde mich durch Marokko bewegen, wie es mir gerade in den Sinn kam und wo es mich hingriff. Selbstverständlich hatte ich mich vorab informiert, was in mir Wünsche hatte reifen lassen.

Nun jedoch stahl ich mich in die Richtung, in der der Bahnhof liegen sollte. Eine einzige Seele verlor sich mit mir auf der Plattform. Sie stellte sich als deutsche Ruhrpott-Omi vor. Seit bald zwanzig Jahren saß sie in Andalusien auf ihrem Altenteil, wie sie mir ohne Umschweife ungefragt beichtete. Ihr fetter Koffer brachte bestimmt das doppelte auf die Waage wie mein großer Rucksack, schätzte ich, und diese Erkenntnis war es

wohl, die in mir den mitfühlenden Impuls auslöste, an dessen Ende ich mich ihre gesamte Habe die Stufen hinauf in den Gang des Zugabteils wuchten sah. Uff! Wie hatte sie das wuchtige Teil nur bis auf den Bahnsteig bekommen?

Keine Zeit, darüber nachzusinnen. Zischend schlossen sich die Türen, und schon setzte sich unser Zug in Bewegung, schoss wie eine wütende Schlange durch das steinerne Grauweiß der Vorstädte Málagas.

Währenddessen die Omi aus ihrem Nähkästchen plauderte, mich dafür immerhin mit nett gemeinten Tipps fütterte, beispielsweise wie ich nach Algeciras kam. Sie kauderwelschte mit zwei Spaniern mehr schlecht als recht und nicht ganz frei von dem Willen, mir zu imponieren. Da mischte ich mich ein und sonderte einige schnelle Sätze in hiesiger Landessprache ab. Wie das Mütterchen da guckte! Und nun war ich es, der sich vielleicht ein wenig in Eitelkeit sonnte. Wie war das mit dem Einäugigen unter den Blinden?

Die Küstenstadt Fuengirola war die Endstation des Bummelbähnchens. Selbstverständlich war ich ein zweites Mal nett und hievte die Bürde der alten Dame unzählige Treppenstufen hinauf bis zu einem Taxi. Mit solch einem Gepäckmonstrum war die Alte zwangsläufig auf mich angewiesen. Bestimmt vermochte sie ihren Koffer keinen Zentimeter von der Stelle bewegen. Sie schien das genau zu wissen und bedankte sich dementsprechend überschwänglich lang und breit.

Dann erinnerte sie sich urplötzlich, »dat de Jung ja nach Algeciras am Reisen war«. Und sie teilte mir gnädigerweise mit, wo mein Bus zu suchen sei. Es waren nur drei Blocks.

Unbedingt heute noch wollte ich nach Algeciras reisen und Afrika, wo es Europa am nächsten kam, ins Auge sehen. Und gleich morgen früh den Sprung hinüber wagen, wo das Königreich Marokko wartete. Drei Wochen hatte ich vor, mich mit dem Rucksack durch das Land zu schlagen: Bus, Bahn, Taxi oder mit dem Daumen.

Warum war ich nicht gleich direkt nach Marokko geflogen? Ich hatte keinen billigen Flug aufgetan. Als ziemlich mittellosen Zivildienstleistender war ich froh gewesen, »in letzter Minute« günstig von München nach Málaga zu fliegen. Nach Málaga musste ich am Ende auch wieder zurück, um den Flug zurück nach München anzu treten. Von München würde ich dann heim nach Stuttgart trampen.

Was hatte ich in Marokko vor? Die Königsstädte mit ihren Souks zu erleben, im hohen Atlas den höchsten Berg zu erklimmen, die Hamada hinter dem hohen Atlas mit ihren Oasen kennenzulernen. Das eine würde sich ergeben, das andere eben nicht. Ich wollte alles auf mich zukommen lassen. Aber *Mierda!* Jetzt hatte ich meinen Direktbus nach Algeciras gerade um drei Minuten verfehlt. Und gleich ein zweites Mal *Mierda!* Es war nämlich der letzte heute gewesen. Ausgerechnet.

»Nichts zu machen«, bedauerte der Mann am Ticketschalter. War das etwa jetzt die Belohnung dafür, dass man jemandem half? Mitnichten, nie sollte man Dinge in Zusammenhang bringen, die nichts miteinander zu tun haben. Aber Hartnäckigkeit würde helfen. Ergo fragte ich mich durch, und siehe da, es eröffnete sich mir eine weitere Möglichkeit, allerdings eine, die Geduld erforderte. Ich bestieg den Lokal bus, der sich an der Küste entlanghangelte, Stadt für Stadt, Dorf für Dorf, Strand für Strand.

Während die Sonne vier Stunden weiterrückte, machte ich satte 60 Kilometer Boden gut und wurde obendrein von allen Seiten kräftig eingearbeitet. Von wegen milde Sorte! Auf die Rauchverbotschilder hinzuweisen, schien mir von vornherein

aussichtslos, wenn selbst der Fahrer einen glimmenden Stängel in seinem Mundwinkel stecken hatte, den er nicht müde ward, von Zeit zu Zeit zu ersetzen.

In Estepona hatte die Nacht endgültig den Tag besiegt. Ihrem Triumph war ein zähes Ringen vorausgegangen; in dessen Verlauf sich das Blut des sterbenden Tages über das westliche Firmament ergossen hatte und weiter zum Horizont hinabgetroffen war, wo es sogar das wellige Meer verfärbte. Welches sich obdessen jedoch ungerührt zeigte und weiter in seiner unermüdlichen Regelmäßigkeit über das Ufer schwachte.

In den Touristenorten brannten bereits die Leuchtreklamen der Hotels, Restaurants und Nachtclubs. Wie staunte ich, wie flächendeckend doch die Sonnenküste in den 1980er-Jahren zubetoniert worden war: mit immer denselben weißen, ineinandergeschachtelten Hotelbauten und Feriensiedlungen. Dabei war jede einzelne Anlage für sich genommen durchaus gelungen. Vorsprünge, Nischen und Bögelchen: Zum Teil besaßen die ihren andalusisch-maurischen Vorbildern nachempfundenen Bauwerke sogar durchaus Anflüge von deren architektonischer Leichtigkeit. In dieser großen Zahl jedoch wirkten die Bauten in ihrer geballten Gesamtheit schlichtweg abstoßend. Es war, als hätte man ein Original zu Tode kopiert.

Als nächstes stolperte ich durch die Randbezirke von Estepona auf der Suche nach einem Quartier für die Nacht. Einen Campingplatz gab es leider nicht, zumindest fand ich keinen.

Jenseits einer Neubausiedlung, einer von so vielen, war ein mit verdorrtem Gras und Buschwerk überzogener Hügel bislang relativ unbebaut geblieben. Der Hang war zu steil, um mich dort einzurichten. Zuoberst jedoch, wo die Kuppe in Flachheit auslief, wartete einsam ein Hotelbunker, in dem die erleuchteten Fenster acht Stockwerke hoch in Reih und Glied standen. Eine neue Straße führte bequem hinauf, und ich hatte längst den Flecken Urbewuchs mit Gestrüpp und beinahe 17 Bäumen darin ausgemacht. Aus welchem Grund auch immer hatte man ihn vor der Abholzung bewahrt, verschont, vergessen oder absichtlich stehenlassen. Jedenfalls war ich dort drinnen sicher und geschützt, und ich fand meine ebene Stelle für mein kleines Zelt.

Bald saß ich vor meiner Tuchbehausung auf meiner Isoliermatte in der lauen Nacht. Steil fiel vor mir die Böschung hinunter. Während ich auf meinen mitgebrachten Vorräten kaute, Brot, Käse, Wasser, aber auch weichgewordene Schokolade, schweifte mein Blick von erhöhter Warte aus über die Lichter der Stadt, deren Helligkeit dem Nachthimmel die Sterne geraubt hatte. Dahinter lag im matt Schimmer das weite Wasser mit vereinzelten Lichtern, die Schiffen gehörten.

Untermalt vom Hintergrundgesäusel der Brandung des gezähmten Mittelmeeres, rauschte der Verkehr der Küstenschnellstraße herüber, unablässig. Hunde sangen mich in den Schlaf, ein Wiegenlied, das schon ihre Urahnen kannten.

## ÜBER CEUTA UND TÉTOUAN NACH FÈS

Estepona: Donnerstag, 01. Juni 1989: Meine erste Nacht im Zelt auf dieser Reise war kurz gewesen. Viel zu früh wurde es im Sommer hell. Wurzeln hatte mich ins Kreuz gedrückt, aber es war die freudige Erwartung des neuen Tages gewesen, die mich zum Aufstehen gedrängt hatte.

Um sechs Uhr dreißig saß ich längst im Direktbus zur Fähre nach Afrika. Meinen praktischen Wasserkanister hatte ich ersatzlos am letzten Busbahnhof stehengelassen. Das hatte man nun davon, wenn man zu sehr auf ein Ziel fixiert war. In diesem Fall war es der einfahrende Bus gewesen, den ich inmitten eines Knäuels Menschen zu stürmen versucht hatte.

Wie diesig doch dieser Morgen war! Unerwartet brach ein Felsklotz in den Dunstkreis ein. Es war der Fels von Gibraltar, der sich monströs hinter weitläufigen Ölraffinerieanlagen erhob. Nun konnte Algeciras nicht mehr fern sein, das Tor zum benachbarten Kontinent, das hinter der stinkenden Industriestadt La Linea zu suchen war, von der ich aus der Distanz nichts zu sehen bekam als die Kessel und Schloten eben dieser petrochemischen Anlagen.

In Algeciras angekommen wanderte ich vom Busbahnhof nicht gleich direkt zum Hafen hinunter, sondern verschwand zunächst im Gewirr der Altstadtgassen des Viertels San Isidro. Zum einen war ich gerade dort, und zum anderen wollte ich mir, - wichtig für mich, um nach einer schlechten Nacht endlich ganz wach zu werden -, den ersten *Café con leche* heute gönnen, selbstverständlich mit dazu passendem süßen Gebäck.

Wie ihr Name konnte die Stadt ihren maurischen Einfluss nicht leugnen. »Die grüne Insel«, sollen die Araber sie genannt haben, als sie von Nordafrika nach Spanien kamen: *Al-gezirah al-jadrah*. Wahrscheinlich war diese kleine grüne, der Stadt vorgelagerte Insel der Namensgeber, die, heute angelandet und vergrößert, ein altes Fort trägt aber auch hässliche Hafenanlagen mit Öltanks. Für den berberischen Erbauer Tāriq ibn Ziyād und seine Truppen war sie strategisch gewesen. Ganz in der Nähe dort würde nachher meine Fähre nach Ceuta ablegen.

Wie ich auf meinem Weg durch die Altstadtgassen feststellte, wäre »die weiße Stadt« eine ebenso gut gewählte Bezeichnung für die Stadt gewesen, denn viele Fassaden blendeten mir in der Vormittagssonne weiß entgegen. Viel Zeit zur Besichtigung nahm ich mir trotzdem nicht, diesmal war ich ausschließlich wegen Marokko gekommen, Andalusien würde auf meinen nächsten Besuch in einigen Jahren warten müssen.

Immerhin nahm ich das Gassengewirr flüchtig wahr und saß endlich auf der Plaza Alta an einem der wackeligen Bistros und legte mit meinen beiden Magdalenas, die ich mir dazu gegönnt hatte, die große Tasse Milchkaffee trocken. Magdalenas empfand ich als typisch spanisch. Am ehesten waren sie mit kleinen Muffins zu vergleichen, und der Teig war luftig und duftete nach Zitrone.

Der Hafen gab sich laut und quirlig, wie es sich für einen Hafen gehört. Nicht zu übersehen waren die Fähren. Es gab mehrere, sogar eine teure, die versprach, die Strecke in der halben Zeit zurückzulegen. Das Doppelte für die Hälfte berappen

wollte ich nicht, gedachte im Gegenteil die Zeit der Fahrt über die Straße von Gibraltar zu genießen, die ohnehin keine anderthalb Stunden dauerte.

Bald schon saß ich in einem Polstersessel auf schlingerndem eisernen Untergrund. Auf der anderen Seite der Straße von Gibraltar wuchs die Landmasse Afrika aus dem Meer. Rasch rückte sie näher, in Gestalt hoher dunkler Küstenberge und der sich auf einem Landzipfel drängenden weiß gestrichenen, das Auge blendenden Häuserfront der spanischen Enklave Ceuta. Das Bild weckte in mir Sehnsüchte und Erwartungen an den Orient.

Längst stand ich vorne an der Reling und sah zu, wie der Bug des Schiffes das wellige dunkelblaue Wasser durchflog. Ich betrachtete die Stadt, die mehr und mehr den Horizont einnahm. Durch die Öffnung in der langen Hafenmole schlüpfte das Schiff in das Hafenbecken und lief den Kai an, dahinter hohe Häuser, Palmen, Plätze. Über den schmalen Steg betrat ich afrikanischen Boden und fand mich umgeben von all den Schiffen und Yachten im Hafen von Ceuta.

Sollte ich mich von Ceuta direkt nach Tétouan wenden? Fuhr ich nicht besser entlang der Küstenlinie nach Tanger, begleitet von den Küstenbergen mit dem Djebel Musa? Ich wollte das nachher ganz spontan entscheiden, und streifte zunächst, auf eine plötzliche Eingebung hoffend, ziemlich ziellos durch das Stadtzentrum. Demnach ließ ich alles auf mich einstürzen, was diese Stadt aufzubieten wusste: palmen gesäumte gepflasterte Plätze, Herrschaftshäuser, etliche weiße Kirchen und eine überstolze Kathedrale, die »Catedral de la Asunción« an der Plaza de África. Das Bild erschien mir sauber und kolonial. Dennoch wehte mich ein Hauch Afrika an, und gleich zwei Hauche Andalusien.

Etwas befremdlich war es gewiss, in Afrika auf spanischem Boden zu wandeln, einer der beiden Enklaven Spaniens. Die andere hieß Melilla und lag weiter östlich, auf halbem Weg nach Algerien. Das war reichlich kurios und hatte eine lange Geschichte, die ich einmal knapp zusammenraffen darf.

Das strategisch günstig an der engsten Stelle der Straße von Gibraltar gelegene Ceuta blickt auf mindestens 2500 Jahre bewegte Vergangenheit zurück und war sogar schon viel früher im Neolithikum besiedelt. Hier wechselten sich die namhaften Völker der Geschichte in der Herrschaft ab.

Auch wenn bislang eindeutige Funde fehlen, vor den Griechen müssen die Phöniker hier gesiedelt haben, hier in Abyla, wo der Berg Musa in ein sich weit ins Mittelmeer schiebendes Vorgebirge ausläuft, von dem die römischen Geschichtsschreiber wie Strabo und Plinius der Ältere als eine Reihe von sieben gleich hohen Hügeln sprechen, als die sieben Brüder.

Die Stadt der Antike hatten einst, im Jahre 42, die Römer von den Karthagern erobert, die die Griechen abgelöst hatten, die ihre Stadt Hepta Adelphoi nannten, eben sieben Brüder beziehungsweise Geschwister<sup>1</sup>.

Die Römer übernahmen den Namen als Septa, verkürzt von *Ad Septem Fratres*, weil die Stadt bei eben diesen sieben Hügeln erbaut wurde, oder auf ihnen, ganz wie Rom. Ihre geliebten sieben Hügel hatten die Römer in der Fremde wohl nicht nur einmal wiedergefunden. Weiteres Beispiel Lissabon, die »weiße Stadt auf sieben Hügeln«, die phönische Gründung »Alis Ubbo«, die später bei den Römern Olisipo hieß.

Jedenfalls fiel die Stadt Septa im fünften Jahrhundert, genauer im Jahre 429, an die Vandalen, die hier nicht allzu lange hausten, denn es kamen und gingen 534 die

Byzantiner und 616 die Westgoten, die dann um 709 von den islamischen Eindringlingen vertrieben wurden. Es waren dieselben Berber- und Araberkrieger, die 711 unter der Führung ihres Tāriq ibn Ziyād eben einmal Spanien eroberten und das über 700 Jahre währende blühende Zeitalter der Mauren einläuteten. Drüben angelangt muss ihnen als erstes dieser wuchtige Berg aufgefallen sein, den sie dann Berg des Tāriq nannten, Djebel al Tāriq, eben Gibraltar.

Im Zuge der iberischen *Reconquista* griffen die Portugiesen unter dem Kommando von Heinrich dem Seefahrer mit hundert ihrer Schiffe Ceuta an und eroberten die Stadt am 21. August 1415. Sie nahmen die Stadt für ihren König Johann I. (Dom João I.) in Besitz und läuteten damit den Beginn der portugiesischen Expansion in Afrika und die portugiesische Kolonialzeit ein<sup>2</sup>.

1580 erlitt Portugal eine Erbfolgekrise. 1578 war König Sebastian I. 24 Jahre jung in der Schlacht von Alcácer Quibir in der Nähe des heutigen Ksar el-Kebir in Nordmarokko gefallen, gleichwohl sein Nachfolger Heinrich I. nur zwei Jahre später. Weil Erben fehlten, übernahm der Habsburger Philipp II. von Spanien Portugal in Personalunion, womit im selben Jahr 1580 Ceuta an Spanien fiel. Erst nach 60 Jahren erzwang Portugal mit dem Restaurationskrieg, *Guerra da Restauração*, gegen Philipp III. seine Unabhängigkeit, erhielt jedoch Ceuta nie zurück<sup>3</sup>.

Und heute? Selbst wenn Marokko nimmer müde wird, Anspruch auf die Städte zu erheben, Ceuta und Melilla sind spanische Enklaven geblieben.

Und überdies: War Ceutas Berg Djebel Musa nicht einer der beiden Säulen des Herkules gewesen und die andere war Gibraltar? Musa, beziehungsweise Musa ibn Nusayr, hatte der arabische Gouverneur geheißen, der Tāriq ibn Ziyād ausgeschickt hatte, Spanien zu erobern. Er selbst war in Marokko geblieben, und da steht er noch immer. Eben als Berg Moussa, Djebel Musa.

Aber hatte es die beiden Erhebungen nicht schon lange vor Herkules gegeben? Ging sie nicht auf die Füße eines Riesen zurück, der einst dort stand, unbezwingbar, das eine Bein im heutigen Europa verweilend, das andere in Afrika? Aus nie geklärten Gründen verlor er eines Tages das Gleichgewicht und fiel rückwärts. Der starke Eindruck, den er hinterließ, füllte sich rasch mit Wasser. Und so entstand das Mittelmeer.

Letzteres ist natürlich frei erfunden. Wie aber verhält sich nun die Sache mit Herkules? Den wir besser griechisch statt römisch benennen, also Herakles.

Hera, Gattin des Himmelsvaters Zeus, war wieder einmal eifersüchtig. Sie war Zeus zahlreiche Liebschaften leid. Verschiedenste Gestalt annehmend zeugte Zeus notorisch wieder und wieder Kinder. Perseus beispielsweise war einer Vereinigung mit Danaë, der Tochter des Königs von Argos, entsprungen. Und jetzt sollte Herakles geboren werden, weil Heras Göttergatte Alkmene geschwängert hatte, eine Frau von selbstverständlich äußerst liebreizender Gestalt<sup>4</sup>.

Alkmene war die Tochter von Elektyon, dem Sohn des Perseus. Um sich mit ihr zu vereinen, nahm Zeus die Gestalt von Alkmene's Gemahl Amphitryon an, als dieser auf Kriegszug war.

Während Alkmene schwanger ging, tönte Zeus, der erstgeborene Enkel von Perseus werde über Tiryns und Mykene herrschen und alle Nachgeborenen. Das würde demnächst Herakles sein. Jedoch Hera, in ihrer rasenden Eifersucht, ersann eine List, eben das zu verhindern.

Perseus würde in Bälde einen weiteren Enkel bekommen. Sthenelos, Perseus' Sohn, war mit Nikippe vermählt, und ein Kind war ebenfalls unterwegs. Da traf es sich, dass Eileithia, eine gemeinsame Tochter von Hera und Zeus, die Göttin der Geburt war. Auf Veranlassung Heras verzögerte diese die eine Niederkunft und beschleunigte die andere. Und schon kam Eurystheus einen Tag vor Herakles auf die Welt<sup>5</sup>.

Eurystheus und Herakles, sie wuchsen heran, aber Freund wurden sie sich nie. Herakles, als Untertan seines Vetters, sah sich an dessen statt als den wahren König von Tiryns und Mykene. Eurystheus seinerseits fühlte sich Herakles in allen Belangen unterlegen, und das war er. Um ihn zu demütigen, bestellte er Herakles in seine Dienste. Aber Herakles weigerte sich, was wiederum Hera derart erboste, dass sie Herakles einen Wahn schickte, der ihm die Sinne vernebelte und ihn Trugbilder wie grässliche Riesenschlangen und andere Ungeheuer sehen ließ.

Im Wahn erschlug der Halbgott wie im Rausch diese Unholde und merkte, als er wieder klaren Geistes wurde, dass er nicht nur seine Frau Megara, die thebanische Prinzessin mit dem schönen Namen, ermordet hatte, sondern gleich auch seine drei Kinder, die er mit ihr hatte<sup>6</sup>.

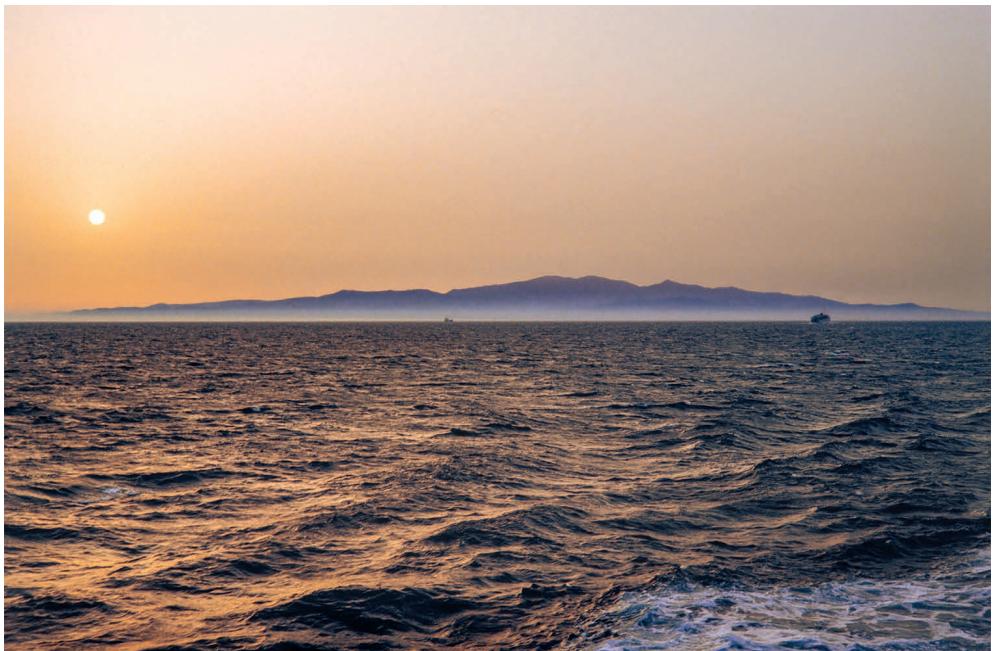
Herakles wollte mit dieser Schuld nicht mehr weiterleben, aber das Orakel von Delphi, von ihm befragt, ließ das nicht zu, sondern befahl ihm, er solle sich zur Sühne, wie ihm befohlen ward, in die Dienste seines ungeliebten Vetters begeben. Zwölf Aufgaben, welche ihm aufgetragen, solle er erledigen. Das würde er doch wohl hinbekommen. Bei Erfolg würde er sogar die Unsterblichkeit erlangen.

So denn nahm Herakles die Herausforderungen an, aber Eurystheus suchte mit Heras Hilfe die Aufgaben heraus, die unmöglich ein Wesen je würde erledigen können. Indes Herakles, wie wir alle wissen, meisterte jede mit Bravour<sup>7</sup>.

Die zehnte seiner Aufgaben brachte Herakles in den äußersten Westen der in der Antike bekannten Welt. Dort trieb der dreileibige Unhold Geryon sein Unwesen, dessen Herde roter Stiere er rauben sollte. Es gelang ihm, indem er kurzerhand das Ungeheuer mit einem einzigen Pfeil tötete, den er mit dem giftigen Blut der schrecklichen Schlange Hydra getränkt hatte, die er in seiner zweiten Aufgabe getötet hatte.

Als Andenken an diese seine weiteste Reise hinterließ Herakles besagte Säulen. Sie markierten das Ende der antiken Welt, über das man sich erst in der Neuzeit wieder hinauswagte, als die Gier, neue Horizonte zu erobern, stärker geworden war als die Angst. In der damaligen Vorstellung war die Erde eine Scheibe und der Atlantik, verglichen mit heute, ein ziemlich schmales Gewässer, das bis an den Rand der Scheibe reichte. Von dort kehrte kein Schiff mehr zurück, weil es unweigerlich über den Rand hinabfallen musste in die ewige Schwärze, es sei denn, es wäre zuvor bereits von einem der monströsen Seeungeheuer verschlungen worden. Über die Säulen des Herkules hinauszusegeln, bedeutete für die christliche Seefahrt also den Aufbruch zu neuen, auch geistigen Welten.

Genau wusste ich nicht, wo das Ende der antiken Welt lag, wohl weit hinter dem Atlasgebirge, hinter dem Wüstenland im Westen. So wollte auch ich mich denn ein wenig wenigstens in diese Richtung aufmachen, für mich unbekannte Territorien zu entdecken. Und das auf ganz profane Weise, völlig frei von diesem Pathos. Aber halt, ich war noch nicht ganz fertig gewesen. Ist es nicht das Verdienst der portugisischen Seefahrer, als erste Europäer in diese Welten vorgedrungen zu sein?



*Straße von Gibraltar: Überfahrt nach Ceuta [1982], (oben);  
Der Gebirgszug des Djebel Musa [1982]*



Stadtansichten Tétouan [1982]

Dazu gleich mehr, jedoch zuvor einige Bemerkungen zu den Vorstellungen der Menschen der Antike, denn ihnen zu unterstellen, sie betrachteten die Erde als eine Scheibe, das ist zu stark vereinfacht. Das Land, *Terra firma*, wurde als Sphäre aufgefasst, die Erde als Ganzes jedoch nicht als Kugel. Diese Erdosphäre war umgeben vom *Okeanus*, dem Strom, der die Welt umfließt. Was die Erde sei und was der Ozean, wie weit beide reichten und was jenseits der Grenze lag, die auch Grenze des Erfahrbaren war, ja selbst des mit Schiffen Befahrbaren, dazu gaben die Philosophen Griechenlands und später des Römischen Reichs, also von Aristoteles über Ptolemäus bis hin zu Seneca, ähnliche Urteile ab, aber auch Spekulationen. Einheitlich war das Denken keineswegs.

Verbreitet war die Sphärentheorie, nach der jedes Element seine eigene Sphäre besaß<sup>8</sup>. Etwa das Wasser.

Das Wasser des weiten Ozeans war jedoch nicht nur einfach Wasser. Er war ein Strom, der gegen seine Ränder hin seine Konsistenz änderte, so dass kein Mensch je diese Grenze überschreiten konnte. Weit weg vom Festland herrschte Windstille, da dort kein Land der Luft Widerstand entgegenbrachte. Dort wurde das Wasser träge und schwer, gar zäh, dass kein Ruder dagegen ankam noch ein Segel gegen die Windstille<sup>9</sup>. Die Schiffe saßen fest. Dazu wurde das Meer seicht und es herrschte Dunkelheit oder eine Art Nebel. Dass es Meeresungeheuer gab, wusste man ohnehin. Dort, am äußersten Rand, gab es sie zuhauf. Und damit sind die Fünf Schrecknisse des Ozeans genannt.

Zu diesen Vorstellungen mögen die Karthager beigetragen haben, die zwischen dem 5. und 2. Jahrhundert v. Chr. das westliche Mittelmeer und den Atlantik in der Gegend der Säulen des Herakles beherrschten, und sich, diesen Auffassungen Nahung gebend, vor Konkurrenz schützten<sup>10</sup>.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war weniger fehlende Technik wie Frontsegel, Kompass, Heckruder das Hindernis, sondern immer noch die Blockaden und Barrieren in den Köpfen der Europäer. Die aus der Antike überlieferten Vorstellungen hielten sie davon ab, im Süden Afrikas in eine neue Welt vorzustoßen. Waren es zuvor stets die Säulen des Herakles gewesen und das Gebiet großzügig südwestlich davon, die das Ende der Welt bedeutet hatten, war nun das Kap Bojador endgültig der »Punkt ohne Wiederkehr«.

Wo liegt dieses Kap Bojador? Heute gehört es zur Westsahara, und wenn wir, von den Kanarischen Inseln eine Linie nach Osten ziehend, auf die Küste treffen, dann finden wir es etwa 150 Kilometer südlich, jedenfalls noch weit entfernt von der westlichsten Ausdehnung Afrikas bei Dakar gegenüber der Kapverdischen Inseln.

Ein Kap mit vorgelagerten, gefährlichen Riffen, die Landschaft eine lebensfeindliche Wüste mit hohen Sanddünen, Hitze, kein Wasser, keine Siedlung damals.

Aber die Portugiesen stellten sich dem Problem. Maßgeblich beteiligt war Henrique de Aviz, 1394 in Porto geboren, vierter Sohn des portugiesischen Königs Johann I. aus dem Ritterorden Avis. Er wurde als Heinrich der Seefahrer bekannt. Unter seinen Kommando war 1415 Ceuta von den Portugiesen erobert worden.

Der in Portugal 1319 eingerichtete Christusorden entstand als Nachfolgeorganisation der 1312 auf päpstlichen Erlass aufgelösten Tempelritter. 1420 wurde Heinrich der Seefahrer auf Bitten seines Königs und Vaters mit der Leitung und Verwaltung des Ordens beauftragt. Somit konnte er gleich mehrere Ziele verfolgen und sie vor allem finanzieren. Das Christentum verbreiten und den Islam zurückdrängen, der Krone

durch Eroberungen und Erforschung neuer Länder Reichtum bescheren und letztlich, und das war wohl das Wichtigste, auch ihm selbst. Nicht zuletzt war er von einem Durst nach Wissen und Neuem beseelt.

Selten nur setzte Prinz Heinrich seinen Fuß auf ein Schiff. An Entdeckungsfahrten war er nie beteiligt, umso mehr an der Vorbereitung, der Ausbildung und Finanzierung sowie der Kolonisierung der neuentdeckten Gebiete.

Bei Sagres, am Cabo de São Vicente, richtete er sich ein und gründete eine Seefahrschule. Das gesamte nautische Wissen der Zeit wurde gesammelt, und es wurde unter seiner Regie ein neuer Schiffstyp entwickelt: die Karavelle. Man lernte, gegen den Wind zu kreuzen, auch indem man die Segel erbeuteter Schiffe der Araber studierte.

Bald waren erste neue Inseln entdeckt: Porto Santo 1418, Madeira 1419, die Azoren 1427. Indes das Kap Bojador, es blieb vorerst ein Problem.

1433 beauftragte Prinz Heinrich Gil Eanes aus Lagos mit der schweren Aufgabe, aber jener kehrte bei den Kanarischen Inseln um. Heinrich ließ das nicht gelten und trieb Gil Eanes 1434 zu einem zweiten Versuch. Diesmal hielt sich Eanes weiter westlich und weitab von der Küste. Tatsächlich passierte er das Kap und geriet in ruhige Gewässer.

Irgendwo ging er an Land und sammelte zum Triumph Exemplare einer bis dahin unbekannten Pflanze, Rosa de Sancta Marya, *Anastatica hierochuntica*, Rose von Jericho.

Das war der Durchbruch. Tief im Aberglauben der Seeleute verwurzelte Ansichten lösten sich allmählich auf. Keine Unbefahrbarkeit des ozeanischen Meeres. Keine Meeresströmungen, die Schiffe jäh ins Unbekannte zogen in das »*mar tenebroso*«, das Meer der Finsternis. Weder verdorrt noch unbewohnt die Welt ganz im Süden, wo die Sonne senkrecht stand und, wie man angenommen hatte, alles verbrannte und das Meer kochen ließ<sup>11</sup>.

In den nächsten langen 50 Jahren arbeiteten sich die Portugiesen immer weiter südwärts die afrikanische Westküste entlang. Es entstanden diverse Befestigungsanlagen und Handelsstützpunkte. Der Menschenraub und Sklavenhandel nahm Aufschwung.

Anfangs war das Interesse der Krone an weiteren Entdeckungsfahrten gering, und es fehlten Geldmittel zu ihrer Ausrüstung. Der Äquator wurde erstmals 1474 überfahren. Es war dann Bartolomeu Dias, der 1487 als erster Europäer das südlichste Kap Afrikas erreichte.

Heinrich der Seefahrer war bereits am 13. November 1460 gestorben. Die Krönung seines Wirkens, die Umrundung der Südspitze Afrikas, hatte er nicht mehr erlebt.

Wenn man die Ereignisse zwischen 1415 und 1492 vorurteilslos nüchtern betrachtet, müsste nicht dieser Aufbruch und Vorstoß zur See in den Süden Afrikas, die Überwindung der Barriere, die vornehmlich in den Köpfen der Europäer existierte, als der eigentliche Beginn der Neuzeit gewertet werden? Ich finde, dass das mit Fug und Recht behauptet werden darf und tue das hiermit, allerdings in dem Bewusstsein, dass diese Bewertungen immer rückblickend aus der heutigen Sicht getroffen werden. Der vage Beginn der Renaissance um 1420 ist sicherlich ein Ansatzpunkt. Trieben nicht erst der wagemutige Aufbruch der Portugiesen und deren Entdeckungen der Azoren und der Insel Madeira weit im Westen des Atlantiks die Spanier dazu, eigene Anstrengungen zu unternehmen?